

Schöpferisches Chaos in der Psychotherapie

Jürgen Kriz

Zusammenfassung

Die Fähigkeit, sich in einer prinzipiell nicht eindeutigen Welt zurechtzufinden, gehört zum Überlebensprogramm des Menschen. In der positiven Wendung bedeutet das, in der Lage zu sein, sich zu konzentrieren, Bedeutungen und Sinn zu generieren, und auf dieser Grundlage konstruktiv zu handeln. Persönliches Sinnerleben und anschlussfähige Interaktion gehen im gelungenen Fall Hand in Hand. In der unglücklichen Wendung bedeutet die Fähigkeit, eindeutig erscheinende Ordnungen zu erfinden, eine Belastung und Gefahr. Es kommt unter Umständen zu pathologischen Verengungen im Verstehensprozess des eigenen und fremden Handelns. Die vielfältigen Ausdrucksformen des Lebendigen werden eingefroren und unter Umständen zu einem hohen Preis verteidigt. Aufgabe therapeutischer Hilfen ist es in besonderer Weise, zu einem Wieder-Verflüssigen solcher erstarrter Strukturen anzuregen und zu Bedingungen beizutragen, die es ermöglichen, sich auf Phasenübergänge zu einem größeren Spielraum einzulassen. Einladungen zu einem solchen „Spiel-Raum“ werden beim Einsatz von künstlerischen Medien leichter angenommen als wenn die Alltagswelt in der Alltagssprache und mit Alltagsmedien im Therapieraum abgebildet wird.

Schlüsselwörter: Psychotherapie, Sinn, Sinnattraktor, schöpferisches Chaos, Teleologie, dynamische Ordnung, Kunsttherapie, Sinnlichkeit

Abstract

Creative Chaos in Psychotherapy

The ability to find one's way within a polyvalent world is part of mankind's survival program. Turned positively this means to be able to concentrate, to generate meaning and sense, and on this base to behave constructively. By that the chance is optimized that personal experience of meaning and interactive joining work together. In the unfortunate case the ability to generate seemingly definite Orders turns out to be a threatening danger. Pathogenic shortenings of processes might occur that lead understanding of one's own activities and those of others as well. The multiple possibilities of expressing

living life will get frozen and tend to be defended at a high personal prize. It is the task of therapeutic help to support the re-vitalization of frozen structures, and to contribute effectively to conditions that allow engaging in phase transitions up to a wider scope. Invitations to such a bigger "play-ground" will usually be more acceptable when inspired by expressive arts.

Key words: psychotherapy, sense, meaning, sense attractor, creative chaos, teleology, dynamic order, expressive arts therapy sensuality

1. Die Sinnstrukturen der Lebenswelt: notwendig und gefährlich

Die Lebenswelt des Menschen ist bedeutsam und sinnerfüllt. Denn als Mensch zu leben bedeutet, in der Welt, in den Handlungen der Mitmenschen und in seinen eigenen Lebensäußerungen Sinn zu finden, diese Welt als soziales Wesen mit anderen zu teilen, indem man sich teilt, sich der Ordnung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegenwärtig zu sein und seine eigenen Lebensentwürfe in den Kontext dieser Sinnhaftigkeit und Zeitlichkeit zu stellen.

Was wir auch tun, wir können nicht umhin, unsere Erfahrungen in unseren Lebensprozessen in der Begegnung mit der Welt, anderen Menschen und letztlich uns selbst zu deuten und zu entschlüsseln und sie damit in die Sinnstrukturen unserer Lebenswelt einzubetten. Dies gilt nicht nur für die Alltagswelt. Auch in der Wissenschaft können wir nur über sinngeladene Begegnungen etwas über die Welt erfahren, wie der Physiker Werner Heisenberg bereits 1955 in prägnanter Weise betont hat: „Wenn von einem Naturbild der exakten Naturwissenschaften in unserer Zeit gesprochen werden kann, so handelt es sich eigentlich nicht mehr um ein Bild der Natur, sondern um ein Bild unserer Beziehung zur Natur“ (Heisenberg 1955).

Beziehung und Begegnung sind stets impressiv und expressiv zugleich. Eindruck und Ausdruck des Menschen sind dynamisch aufeinander bezogen. Diese dynamische Verbindung impressiver und expressiver Lebendigkeit wird beispielsweise durch Begriffe wie „Merkwelt“ und „Wirkwelt“ im Sinne des „Funktionskreises“ von J. v. Uexküll (1928) bzw. des „Gestaltkreises“ von V. v. Weizsäcker (1940) thematisiert. Was wir daher von der Natur erhalten, ist auch im Verständnis heutiger Naturwissenschaften

Auch in der Wissenschaft können wir nur über sinngeladene Begegnungen etwas über die Welt erfahren. Was wir von der Natur erhalten, ist auch im Verständnis heutiger Naturwissenschaften nicht mehr und nicht weniger als eine jeweils spezifische Antwort auf unsere spezifischen Fragen.

nicht mehr und nicht weniger als eine jeweils spezifische Antwort auf unsere spezifischen Fragen. Selbst wenn wir den Sternenhimmel betrachten - auf den wir dann ja nicht physisch einwirken können - ist das, was wir sehen und wie wir dies sehen, nicht nur ein Eindruck der Welt, sondern dies ist gleichzeitig mitbestimmt von unserer Art und Weise, wie wir uns in der Welt ausdrücken.

Nur eine Sache kann sich so oder so verhalten, und man spricht zu Recht von einem Sachverhalt. Menschen aber handeln.

Daher wird Beziehungsfähigkeit, ja Beziehungsnotwendigkeit, des Menschen nicht nur bei seiner impressiven, eindruckshafte, sondern auch bei seiner expressiven, ausdruckshaften Begegnung mit der Welt" deutlich. Menschen *verhalten* sich nicht, wie man von einem externen, „nicht-humanen" Standpunkt formulieren könnte. Nur eine *Sache* kann sich so oder so verhalten, und man spricht zu Recht von einem Sachverhalt. Menschen aber *handeln*. Die Gesamtheit ihres Ausdrucks vollzieht sich immer in eine von Sinn erfüllte Lebenswelt hinein. Diese Lebenswelt ist bevölkert und strukturiert von anderen sinnhaft handelnden Menschen. Sie ist angefüllt durch sinnhaft von uns und den Vorgenerationen veränderter Materie - Werkzeuge, Fahrzeuge, Häuser, Bilder, Bücher, Musikinstrumente, Atomkraftwerke, Gärten etc. - und letztlich sogar mit sinnhaften Natur„dingen", die wir durch unsere spezifische Art der Betrachtung und allein schon durch die Verdinglichung (s.u.) mit Sinn verzaubern (vgl. Kriz 2003).

Für uns Menschen ist es daher (frei nach Watzlawick et al. 1969) unmöglich, nicht zu handeln. Selbst wenn jemand still ohne jede Bewegung „dasitzt", ggf. sogar ganz allein, ohne eine andere (!) Person im Raum, und ohne jedes Verständnis für den möglichen Sinn dieser kataleptischen Starre, begründet schon diese selbst-reflexive Betrachtungsweise des „Nicht-Verstehens" ein Verständnis - nämlich von einer Person, die sich selbst nicht versteht. Denn der Mensch ist (frei nach Sartre) dazu verdammt, sich und seinem Handeln in der Welt einen Sinn geben zu müssen-bzw. ggf. unter der sinnstiftenden Bedeutung der Sinnlosigkeit existenziell zu leiden. Und solange wir diesen Menschen nicht nur als biologische Entität sehen, sondern als Person, gehen wir davon aus, dass er sich nicht völlig aus den Sinn- und Bedeutungsstrukturen ausklammern kann. Und erst recht messen andere Menschen diesem Handeln Sinn und Bedeutung zu. Sonst würde es den Begriff „Katalepsie", der ja etwas für Menschen Bemerkenswertes in der Welt bezeichnet, gar nicht geben.

Die impressive und expressive Sinnhaftigkeit der menschlichen Lebenswelt muss keineswegs immer und umfassend bewusst sein. Wir können uns tief in Gedanken mit einem faszinierenden Problem beschäftigen, das unser ganzes gegenwärtiges Bewusstsein ausfüllt, und dennoch ein Auto durch den Straßenverkehr lenken, dabei Verkehrszeichen, Signale, Wegmarkierungen, die eigene Position, Bewegungen anderer Fahrzeuge etc. sinnhaft aufnehmen, zu einer sinnhaften, komplexen Gesamtsituation zusammenfügen und in dieser Situation in ebenso komplexer, koordinierter Weise handeln, indem wir Lenkrad, Gaspedal, Kupplung und Bremse angemessen bedienen. Diese erstaunliche Leistung, in weitgehend neuen komplexen Situationen koordiniert handeln zu können, obwohl unser Bewusstsein ggf. mit ganz anderen Inhalten beschäftigt ist, zeigt übrigens, wie wenig unser reflexives Bewusstsein für die Art der Impressionen, für deren Verarbeitung und für koordinierte Handlungen wirklich notwendig ist (wie J. Jaynes, 1988, in sehr umfangreicher und detaillierter Weise dargelegt hat). Entsprechend können uns Teile unserer Wahrnehmungen, der damit verbundenen Gedanken und Gefühle und/oder unserer Handlungen fremd, unverständlich oder sinnlos erscheinen - obwohl sich vielleicht für andere deren Sinn offenbart und auch wir selbst, beispielsweise durch eine Therapie, die eigentliche Bedeutung wieder erschließen können und damit „uns selbst" besser verstehen lernen.

Diese letzten Bemerkungen leiten schon zu der Tatsache über, dass die Sinnhaftigkeit als notwendige Grundstruktur menschlicher Lebenswelten keineswegs nur als etwas Positives und Beglückendes verstanden werden darf. Man kann sogar sagen, dass alles das, was Menschen in die Psychotherapie führt, mit der leidvollen Seite dieser menschlichen Fähigkeit zusammenhängt, die Lebenswelt als eine sinnhaft strukturierte konstituieren zu wollen und zu müssen. Dies äußert sich auf zwei unterschiedliche Weisen. Einerseits ist ein empfundener Mangel an Sinn sehr belastend: Die leidvollen Erfahrungen, die unsere eigenen Geschichten begleiten und Bücher und andere Medien füllen, reichen denn auch vom gerade skizzierten Unverständnis gegenüber den eigenen impressiven oder expressiven Lebensprozessen über das Leiden am (vermeintlich) sinnlosen oder sinnleeren Leben (vgl. Frankl 1973, 1977) bis hin zum zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Ringen um Sinn und Sinn-Definitionsmacht. Andererseits sind wir allzu oft in Sinnstrukturen

Die impressive und expressive Sinnhaftigkeit der menschlichen Lebenswelt muss keineswegs immer und umfassend bewusst sein.

Sinnhaftigkeit als notwendige Grundstruktur menschlicher Lebenswelten darf keineswegs nur als etwas Positives und Beglückendes verstanden werden.

gefangen, die wir als eine gewaltsame Ordnung erfahren, die unsere Lebensprozesse in ihrer Kreativität einengt und bestimmt.

Sinn und Bedeutung können nur dadurch erkaufte werden, dass die ungeheure Komplexität der Welt- und Lebensvorgänge extrem selektiert, reduziert und geordnet wird.

Dies liegt daran, dass Sinn und Bedeutung nur dadurch erkaufte werden können, dass die ungeheure Komplexität der Welt- und Lebensvorgänge extrem selektiert, reduziert und geordnet wird. Unsere Lebenswelt ist eben nicht die von Physikern thematisierte Welt ungeheurer „Reizströme“. Sondern sie ist eine Welt, die in Figur(en) und Grund geordnet ist. Unsere Lebenswelt besteht auch nicht aus Myriaden fragmentierter Einzelmomente (oder gar aus einem Quantenstrom), sondern aus vergleichsweise weniger, zusammenhängenden Geschichten. Nehmen wir beispielsweise die visuelle Reizaufnahme, so ist diese, aus einer objektiven Außenperspektive beschrieben, eine sprunghafte Folge diskreter Fixationen von 0,1-0,3 Sekunden Dauer, die von Augenbewegungen unterschiedlichster Art (besonders den Macrosaccaden, als größere, aber unbewusste Blickwendungen) unterbrochen sind. Unser Bild vom Nachbarn, den wir jeden Morgen für, sagen wir, zehn Minuten auf einen kleinen Plausch beim Gang zum Bus treffen, „besteht“ aber für uns keineswegs aus einer sequenziellen Abfolge von ca. $4 \times 60 = 240$ Fixationsbildern pro Minute - bzw. 2400 Bildern pro Morgen oder 876 000 Bildern pro Jahr. Vielmehr haben wir ein recht stabiles schematisches Bild, das den Nachbarn zwar im Sommer „braun gebrannt“, im Winter „eher bleich“, manchmal salopp und manchmal elegant gekleidet zeigt, und über dessen Erscheinungsformen im letzten Jahr wir vielleicht noch einiges mehr sagen könnten. Aber dies ist ganz sicher nicht einfach eine Sequenz von Detailsindrücken, die den 876 000 Einzelbildern auf der Netzhaut entspricht. In der Tat bekommen wir von den Saccaden zwischen den diskreten Fixationen gar nichts mit. Vielmehr haben wir, wenn wir unserem Nachbarn ins Gesicht sehen und nicht bewusst und gezielt den Blick verändern, den Eindruck (!), dass unser Blick „ruht“. Ebenso ergibt sich aus den „objektiv“ Myriaden Einzeläußerungen des Nachbarn, von denen jede wieder aus vielen Wörtern bzw. Phänomenen besteht und diese wiederum aus komplexen und vielfältigen Frequenzverläufen, so etwas wie ein Teil seiner Lebensgeschichte. Und dieser ordnen wir wieder, beispielsweise, ein vages, aber zusammenhängendes Bild von seinem Sohn zu, der in Amerika lebt.

Dieses Detailbeispiel sollte deutlich machen, wie überaus stark der konstruktive Anteil ist, mit dem aus objektiv gegebenen, überaus komplexen Reizkonfigurationen keineswegs ein fast ebenso komplexer Raum zusammenhangloser Informationsquanten entsteht, sondern eben unsere sinnhaft strukturierte, vergleichsweise sehr stark reduzierte, hinreichend kontinuierliche und stark nach Episoden und „Geschichten“ (Narrationen) geordnete Lebenswelt. Diese konstruktive Leistung ist zwar Grundlage der Alltagswelt und wird *innerhalb* dieser daher gewöhnlich auch gar nicht thematisiert. Sondern sie wird als nicht hinterfragbare „Selbst-Verständlichkeit“ genommen. Das ändert sich höchstens dann, wenn die Selbst-Verständlichkeit einmal beeinträchtigt ist und die Konstruktionen von Menschen aus diesem Rahmen *verrückt* sind, so dass wir auch deren Äußerungen als „verrückt“ erleben. Meines Erachtens nehmen wir aber auch im Rahmen *professioneller Rekonstruktion* der Alltagswelt, wie sie etwa Aufgabe der Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie wäre, diese alltagsweltliche Leistung als viel zu selbstverständlich hin: Wir wundern uns eher über Pathologien und widmen diesen große Aufmerksamkeit - was bereits Sigmund Freud vor über hundert Jahren mit seiner „Psychopathologie des Alltagslebens“ faszinierte (Freud 1904, Kriz 2003).

Meines Erachtens nehmen wir auch im Rahmen professioneller Rekonstruktion der Alltagswelt die alltagsweltliche Leistung als viel zu selbstverständlich hin: Wir wundern uns eher über Pathologien.

Mindestens so interessant wie die Erörterung von Pathologien ist es daher, unter Berücksichtigung des eben skizzierten, hohen konstruktiven Anteils unserer „Realität“ die Frage auch andersherum zu stellen: Wie und wie weit können wir eigentlich sicher sein, ob und wie weit wir die Inhalte unserer persönlichen Lebenswelt mit anderen teilen? Wissen wir doch aus den täglichen Konflikten und Problemen mit anderen, wie oft „unterschiedliche Sichtweisen“, kontroverse „Wahrheiten“, Streit darum, „wie es nun wirklich war“, usw. eine bedeutsame Rolle spielen - als Ausdruck des Widerspruchs zwischen selbstverständlicher Realität einerseits und dem ständigen Hinterfragen dieser Selbstverständlichkeit andererseits. Wie oft müssen wir anderen unsere scheinbaren Selbstverständlichkeiten mühsam verständlich machen und uns mit ihnen verständigen - und wie leidvoll ist es, wenn dies nicht gelingt, ja, wenn wir uns sogar manchmal selbst nicht verstehen.

Diese Ordnungsvorgänge, die aus systemwissenschaftlicher Perspektive wesentlich als ein Wechselspiel von attrahierender

oder schematisierender Reduktion einerseits und Komplettierungsdynamiken andererseits gesehen werden können (s.u.), sind deswegen oft leidvoll, weil sie nicht primär den persönlichen Bedürfnissen und Lebensvollzügen angemessen, geschweige denn angepasst, sind, sondern in hohem Maße die Ordnungstendenzen der Gesellschaft widerspiegeln. Hier können somit leicht Zielkonflikte entstehen - beispielsweise wenn das Bedürfnis nach Zuwendung nur dadurch erreicht werden kann, dass in manchen anderen Bereichen die Ordnungsstrukturen der eigenen Lebenswelt von anderen so übernommen wurden, wie sie zwar für diese wichtigen anderen adäquat sind, aber zu wenig den eigenen Lebensvollzügen entsprechen. Die Psychoanalyse spricht hiervon „Introjekten“.

Die Notwendigkeit dieser Ordnungsvorgänge zur Etablierung unserer Lebenswelt habe ich in „Chaos, Angst und Ordnung“ (Kriz 1997) ausgeführt. Im Folgenden sollen daher nur einige Kerne dieser Argumentation kurz rekapituliert werden, um zu zeigen, wie ein evolutionär erworbenes Angstbewältigungsprogramm, das diese Ordnungstendenzen hervorbringt, dem Menschen einerseits das Leben erleichtert und daher gewürdigt werden muss, gleichzeitig aber auch in der Übertreibung und Einseitigkeit unnötig leidvolle Sinnstrukturen vorgibt, welche dem Menschen die gewonnene Freiheit teilweise wieder beschneiden.

2. Lebensweltliche Sinnstrukturen als Bewältigung der Chaos-Angst

Chaos ist seit langem (auch) ein Begriff in der Psychopathologie und -therapie: Von C.G. Jung bis zur modernen phänomenologischen Diskussion über Schizophrenie finden wir die Bedrohung menschlichen Erlebens durch chaotische Zufälligkeit thematisiert. Viele Klinikerinnen beschreiben die namenlose Angst, die den Menschen packt, wenn er sich dem Chaos, dem Unvorherseh- und Unvorhersagbaren, ausgeliefert erlebt. Es ist daher verständlich, wenn der Mensch gegebenenfalls noch seine letzten Kräfte mobilisiert, um sich drohender Strukturlosigkeit entgegenzustemmen - wie viele Fallgeschichten zeigen. Er versucht dann notfalls, dem Chaos zumindest einen Rest von Ordnung abzurufen. So wird z.B. die Spaltung der Objektbeziehungen in „gut“ und „böse“ bei Borderline-Störungen als „urtümlicher Versuch des Menschen, seine widersprüchlichen Erfahrungen

innerlich abzubilden und gleichzeitig zu ordnen, dem Chaos eine Struktur zu geben“, gedeutet (Rohde-Dachser 1986, S. 136).

Ordnung muss somit dem Chaos erst mühsam abgerungen werden. Greifen wir vor diesem Hintergrund die bereits oben gestellte Frage wieder auf, wie diese Ordnungsbildung geschieht- und was ggf. der Preis für diese Ordnung ist - so verweist ein erster Antwortschritt auf die Phylogenese: Das Programm des Lebens beinhaltet nämlich, der unendlichen Komplexität einer einmalig ablaufenden Welt-Evolution, dem Chaos, dadurch Ordnung abzurufen, dass Regelmäßigkeiten ge- und erfunden werden. Mit dieser gleich noch näher auszuführenden These befinde ich mich in guter Gesellschaft mit Forschern wie Friedrich Cramer, langjähriger Direktor am Göttinger Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin: Er spricht bei Prozessen des Lebens, wie der Proteinbiosynthese bis hinauf zu komplexen biologischen Vorgängen, ja, sogar bis hin zu den kognitiven Schöpfungen wie Kunst und Ästhetik, von „Chaosvermeidungsstrategien“, und er betont: „Ordnung, Formenbildung, Schöpferkraft sind das Resultat einer inhärenten Chaosvermeidung, im Kosmos wie auch im Leben des einzelnen“ (Cramer 1988, S. 268).

Die (Er-)findung von Regelmäßigkeit beruht im Wesentlichen darauf, dass der eben angedeutete, unendlich komplexe Prozess extrem reduziert wird, indem nur wenige Variablen herausgefiltert werden. Wenn z.B. Leben „niederster“ Form den Welt-Prozess nur auf die Variable „Licht“ reduziert, dann entstehen durch die Tatsache dass „Licht“ an- und nach einiger Zeit wieder ausgeht, so etwas wie die Kategorien „Morgen“ und „Abend“ und damit die Basis für eine Regelmäßigkeit. Genau betrachtet war kein „Morgen“ in der Geschichte dieses Universums einem anderen völlig gleich, kein „Abend“ war mit einem anderen wirklich identisch. Indem aber die Unvergleichbarkeit der Morgende auf „Wiedererscheinen von Licht“ reduziert wird, sind hinsichtlich dieses Aspektes eben alle Morgende einander gleich (man spricht daher von phänomenologischen Äquivalenzklassen).

Diese Art der Welt-Erkennnis durch Reduktion ist offenbar so grundlegend und wichtig für Leben überhaupt, dass es schon in einfachster Form nicht nur diese (fiktive und abstrahierte) Abfolge von Morgen und Abenden evolutionär konstituiert hat, sondern auch viele weitere Regelmäßigkeiten - z.B. Ebbe/Flut,

Das Programm des Lebens beinhaltet, der unendlichen Komplexität einer einmalig ablaufenden Welt-Evolution dadurch Ordnung abzurufen, dass Regelmäßigkeiten ge- und erfunden werden.

Der Vorteil, in einem einmaligen Prozess die Abfolge von Kategorien und somit Flegelhaftigkeit auszumachen, liegt darin, dass dabei zugleich Voraussagbarkeit und Planbarkeit ermöglicht und somit Unsicherheit im Umgang mit der Welt verringert wird.

Frühling/Sommer/Herbst und Winter, usw. Der Vorteil, in einem einmaligen Prozess die Abfolge von Kategorien und somit Flegelhaftigkeit auszumachen, liegt darin, dass dabei zugleich Voraussagbarkeit und Planbarkeit ermöglicht und somit Unsicherheit im Umgang mit der Welt verringert wird.

Auch beim Menschen gibt es längst vor jeder Begrifflichkeit und Sprache evolutionäre Programme zur Chaosvermeidung durch Reduktion. So hat z.B. die Gestaltpsychologie herausgearbeitet, wie stark unsere Erfahrung der Welt bereits auf unterster Wahrnehmungsebene aktiv organisiert ist, indem Reize zu Gestalten strukturiert werden: Punkte auf dem Papier werden „automatisch“ zu Mustern und Bildern geordnet, eine Abfolge von Tönen wird, wenn irgend möglich, als eine „Melodie“ wahrgenommen, und die Einzelteile (Punkte oder Töne) erhalten innerhalb dieser Ordnungen oft eine neue und spezifische Bedeutung - z.B. ergibt sich so das Phänomen „Leitton“ einer Melodie. Auch zur Erfindung von komplexeren Ordnungsstrukturen gibt es Befunde in zahlreichen Varianten. So können z.B. bewegte geometrische Figuren unter bestimmten Bedingungen den zwingenden Eindruck von typischen „sozialen Beziehungen“ bzw. „kausalen Verursachungen“ hervorrufen.

Beim Menschen ist bedeutsam, dass er die evolutionär-biologisch erworbene Erkenntnis von Regeln individuell bzw. sozial überformen und zudem völlig neue Regelbereiche erfinden kann.

Beim Menschen ist allerdings bedeutsam, dass er die evolutionär-biologisch erworbene Erkenntnis von Regeln individuell bzw. sozial überformen und zudem völlig neue Regelbereiche erfinden kann. Diese dienen besonders der individuellen Anpassung an die persönlichen Lebensverhältnisse im engeren Sinne. Denken wir an die erwähnten klinischen Beschreibungen der panischen Angst vor chaotischer Komplexität, so ist diese Etablierung von Ordnung offenbar notwendig: denn sie wendet die unfassbare Not, der wir im Erlebenschaos ausgeliefert wären. Psychotische Einbrüche, Angstträume usw. lassen uns, als nur leichte Vorstufen, erahnen, wie eine Welt ohne jede kognitive Ordnung für uns wäre. Daher sollten wir die positive Seite der Ordnung durchaus würdigen: Die Reduktion eines komplexen, einmaligen Prozesses in regelhaft wiederkehrende Klassen von Phänomenen strukturiert das Chaos, ermöglicht Prognosen, reduziert damit die Unsicherheit und schafft so Verlässlichkeit. Und diese verlässliche Ordnung begleitet uns von den ersten Lebenstagen an.

Ein typisches Beispiel für diese kombinierte Vermittlung von Ordnung und Vertrauen sind die in aller Welt gesungenen Schlaflieder. Sie sind der Inbegriff von Regelmäßigkeit und weisen üblicherweise einfache, wiederkehrende Tonfolgen auf. Besungen wird der aufgehende Mond, die Sterne, das kommende Erscheinen der Sonne - also das offenbar Wiederkehrende und Prognostizierbare. Kinder hören beim Einschlafen zudem gern jene Lieder, die sie ohnehin schon oft gehört haben - aber wehe, man bringt eine Veränderung hinein! Nicht das Neue ist zur Beruhigung gefragt, sondern das, was immer und immer wiederkehrt. Dass genau genommen jeder Gesang eine Welt-Uraufführung ist - einmalig, ganz genau so noch nie da gewesen und nie wiederkehrend, wie jeder Abend und jeder Morgen und wie alles, was unser Leben angeht - genau dieser Aspekt spielt keine Rolle. Sondern das Gemeinsame, das Gleiche, eben das Vertraute, wird abstrahiert. Alles ist dann so sicher, so vertraut, dass man schon gar nicht mehr so genau hinhören muss und wie das Kind sanft einschlummern kann.

Doch diese Etablierung von Vertrautem und Gewohnten kann in anderen Situationen etwas höchst Gefährliches haben: Wenn man dort die gesprochenen Worte und die Situation nur nach dem längst Vertrauten und Bekannten absucht und innerlich oder äußerlich reagiert mit: „Ach - das kenne ich ja schon!“, wenn man beim dritten Wort bereits abschaltet, den eigenen Gedanken nachhängt und gar nicht mehr auf das Neue hört, dann ist oft Ärger vorprogrammiert. Wer kennt nicht den vorwurfsvollen Ausruf: „Mensch! Du hörst mir ja gar nicht zu!“ oder: „Du hörst mir gar nicht richtig zu!“ Und damit zeigt sich die andere Seite der Ordnungs-Medaille: Die Reduktion zu allzu Vertrautem verschließt uns nämlich gleichzeitig den Blick auf die Einmaligkeit der Lebensprozesse. Und im Gegensatz zur Situation, in der im Schlaflied das Vertraute beschworen wird, legen unsere Partner und andere Menschen in vielen Situationen Wert darauf, dass ihre Worte den Charakter von „Welt-Uraufführungen“ haben. Wenn wir uns darauf nicht einlassen, dann findet statt einer Begegnung ein Austausch von Floskeln, ein Abspulen eingefrorener Rituale statt. Unser Gegenüber fühlt sich dann zu Recht nicht als er/sie selbst wahrgenommen, sondern als geradezu beliebig austauschbares Objekt missbraucht, das nur unsere eigenen Schemata in Gang setzt.

Ein typisches Beispiel für die kombinierte Vermittlung von Ordnung und Vertrauen sind die in aller Welt gesungenen Schlaflieder. Nicht das Neue ist zur Beruhigung gefragt, sondern das, was immer und immer wiederkehrt.

Die Reduktion zu allzu Vertrautem verschließt uns nämlich gleichzeitig den Blick auf die Einmaligkeit der Lebensprozesse.

Dass aber wohl jede/r solche Situationen kennt, zeigt, wie wirksam dieser Mechanismus ist, der uns die Erfahrungswelt vor allem nach Regelmäßigkeiten absuchen lässt. In der Tat ist derselbe Vorgang, der Ordnung und Sicherheit schafft - nämlich die Reduktion auf vertraute Kategorien - gleichzeitig der Totengräber für Kreativität und Veränderung. Und hier kann nun auch die unnötige, die Zwangs-Ordnung, beginnen. Dies soll nochmals an der Kategorie „Morgen“ verdeutlicht werden.

Wenn jemand sagt: „Ich bin diese Woche jeden Morgen um 7 Uhr aufgestanden, habe mit meiner Frau gefrühstückt“ usw., hält er sich dabei nicht nur an die gesellschaftliche Zergliederung der Zeit in „Tage“ und „Stunden“ (mit einer a-biologischen Genauigkeit bzw. „Pünktlichkeit“). Vielmehr vernachlässigt er die vielen sinnlichen Aspekte, die jeden Morgen in seiner Einmaligkeit erfahrbar machen.

Natürlich benötigt man vor allem im Alltag sprachliche Reduktionen und Kategorien wie „Morgen“ um sich schnell zu verständigen. Wesentlich ist aber die Frage, ob mehr als eben nur kategorielle „Morgende“ wahrgenommen und erlebt werden. Oder ob zumindest - bei größerer Ruhe - mehr und Anderes erlebt werden kann. Dies gilt leider für viele unserer Patientinnen in nur eingeschränktem Maße. Sofern aber die sinnliche Vielfalt und Komplexität auch erlebensmäßig auf Kategorien wie „jeden Morgen“ kurz nach 7 „gefrühstückt“ reduziert wird, sollte es uns nicht wundern, wenn die Welt sowohl sinnloser erscheint, als auch „jeden Abend“ immer „derselbe Streit“ um immer „dieselben Probleme“ entsteht. Derselbe Reduktionsvorgang zu (zu) wenigen und zu (zu) starren Kategorien greift dabei dann auch bei der Strukturierung der sozialen Welt. „Immer dieselbe Leier“ mit dem Partner, den Kindern etc. kann nun ablaufen - das tägliche Brot der Familientherapeutinnen. Als TherapeutInnen finden wir diese Verarmung im Erleben bei nicht wenigen Menschen, die uns gegenüber sitzen. Allerdings: Wer könnte schon von sich behaupten, ihm oder ihr ginge dies nicht zumindest ansatzweise ähnlich.

Die Möglichkeiten, der „Welt“ zu begegnen, lassen sich somit zwischen zwei Polen einordnen: Auf der einen Seite, im Extrem, finden wir das Chaotische, Unvorhersagbare, Hochkomplexe. Und je mehr wir uns auf die Einmaligkeit von Prozessen einlassen, desto weniger haben wir Kategorien zur Hand und können

Prognosen auf Grund der „Regelmäßigkeiten“ anstellen; und desto eher sind wir damit der Angst vor Unberechenbarkeit und Kontrolllosigkeit ausgeliefert. Aber desto weniger reduziert ist auch unsere Erfahrung, die nun eher die Wahrnehmung von Neuem, Überraschendem und Kreativem zulässt.

Auf der anderen Seite, im Extrem, finden wir die reduktionistische Ordnung. Und je mehr wir auf dieser anderen Seite kategorisieren und Regelmäßigkeiten (er-)finden, desto planbarer, prognostizierbarer und damit sicherer wird unsere Welterfahrung; doch desto starrer, langweiliger, reduzierter und gleichförmiger erscheinen uns die so behandelten „Dinge“. Die Einordnung im Spannungsfeld zwischen diesen beiden Polen „Chaos“ und „Ordnung“ findet je nach Persönlichkeit aber auch nach momentaner Befindlichkeit statt: So dürften sich Phasen, in denen mehr Regelmäßigkeit, Vorhersagbarkeit und Vertrautheit im Zentrum des Bedürfnisses stehen, mit solchen abwechseln, in denen mehr Unvorhersagbarkeit, Abenteuer und Kreativität und die damit verbundene Unsicherheit besser ausgehalten werden kann und das Gefühl von etwas Neuem, von einer Art Aufbruchstimmung, vermittelt.

3. Die attrahierende Kraft lebensweltlicher Konzepte

Allerdings findet der Mensch seinen jeweiligen Standort zwischen diesen Polen nicht nur allein. Vielmehr haben dabei die Sinndeutungen und Interaktionsstrukturen der Gesellschaft einen wesentlichen Einfluss. Und es ist bekannt, dass speziell der abendländischen Kultur eine besonders starke Tendenz zur Ordnung, zur Reduktion und zur Verdinglichung von Prozessen nachgesagt wird. Auch dies ist primär im Lichte der Angstreduktion zu verstehen, die ein starkes Motiv für die Entwicklung der abendländischen Wissenschaft und deren Anwendungen - und damit wiederum zentrale Basis der gesamten Gesellschaftsentwicklung der letzten vier Jahrhunderte - war.

Die Angst des Menschen vor dem Unvorhersagbaren, dem Komplexen, der Natur - und allgemein: der Zukunft - wurde somit durch ein Bewältigungsprogramm zu mindern versucht, das uns zunehmend als missglückt erscheint: Reduktion, Abstraktion (auch von den natürlichen Lebensvorgängen und Empfindungen) und vor allem Kontrolle. Diese Tendenz, das natürliche Sicherheitsbedürfnis des Menschen allein und einseitig über die

Sofern die sinnliche Vielfalt und Komplexität auch erlebensmäßig auf Kategorien wie „jeden Morgen“ kurz nach 7 „gefrühstückt“ reduziert wird, sollte es uns nicht wundern, wenn die Welt sowohl sinnloser erscheint, als auch „jeden Abend“ immer „derselbe Streit“ um immer „dieselben Probleme“ entsteht

Der abendländischen Kultur wird eine besonders starke Tendenz zur Ordnung, zur Reduktion und zur Verdinglichung von Prozessen nachgesagt. Auch dies ist primär im Lichte der Angstreduktion zu verstehen.

Kontrolle von Ordnung zu befriedigen, zeigt sich vor allem in den menschlichen Beziehungen - im Umgang mit sich selbst, mit den anderen Mitmenschen und mit der Welt insgesamt. „Kontrollverlust“ wird häufig als Störung thematisiert und gefürchtet - hingegen stellt Vertrauensverlust keine klinisch-diagnostische Kategorie dar. Entsprechend findet man in der Psychotherapie weit mehr Programme zur Förderung von Selbstkontrolle (bzw. Selbstmanagement) als von Selbstvertrauen.

Ein Attraktor ist die stabile Form eines dynamischen Prozesses.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Sichtweise spielen nun die typischen Konzepte und Begriffe, welche die Strukturen der Alltagswelt gleichermaßen repräsentieren wie auch damit zu deren Perpetuierung beitragen, eine wichtige Rolle. Um zu thematisieren, wie stark bei den Ordnungstendenzen jene Reduktionen zu phänomenologischen Äquivalenzklassen zum Tragen kommen, die beim Menschen zudem mit der Wirkung von Sprache aufs Engste verknüpft sind, habe ich den Begriff des „Sinnattraktors“ eingeführt (vgl. Kriz 1999a, 2004). Ein Attraktor ist die (in einem Zeitfenster) stabile Form eines dynamischen Prozesses, wobei Störungen, also die möglichen Erhöhungen der Freiheitsgrade innerhalb eines vergleichsweise großen Toleranzbereiches, ausgeglichen und nivelliert werden und die Struktur somit dynamisch stabil bleibt. Es handelt sich bei einem Attraktor also um ein dynamisches Gebilde mit vergleichsweise wenig Freiheitsgraden, das phänomenologisch an seiner zeitstabilen Ordnung zu erkennen ist. Ohne auf Details eingehen zu können sei bemerkt, dass dies dem Konzept des „Schemas“ und dem der „Gestalt“ sehr ähnlich ist.

Indem mit Begriffen und Konzepten oft eigentlich nur ein „status quo“ beschrieben werden soll, wirken sie doch konservativ.

In der Tat wirken Begriffe, Konzepte und Kategorien zusammen mit einer verdinglichenden Sprache als sehr starke kognitive Attraktoren. Indem mit Begriffen und Konzepten oft eigentlich nur ein „Status quo“ beschrieben werden soll, wirken sie doch konservativ. Sie unterstützen bestehende Strukturen und Ordnungen in den Lebens- und Interaktionsprozessen und verhindern Veränderungen. So wirkt beispielsweise ein Begriff wie „Verhaltensstörung“ - vielleicht im Kontext der Narration: „Der kleine Hans hat eine Verhaltensstörung“ - als Verdinglichung eben „Ding“-haft und damit statisch und festschreibend. Der Begriff ist dann gegenüber Veränderungen in der realen Dynamik der Wahrnehmungen und Handlungen eher hinderlich, auch wenn „intuitiv“ klar sein mag, dass diese Narration nicht die ganze

Wahrheit abbilden kann. Die grammatikalische Struktur unserer Sprache (genauer: des SAE, des *Standard Average European*, das die europäischen Sprachen bis hin zum Sanskrit umfasst) kann Prozesse nur sehr inadäquat ausdrücken. Stattdessen werden mit Substantiven, Subjekten und Objekten eher Dinge thematisiert. Und wir müssen selbst bei der Beschreibung eines so einfachen Vorgangs, wie beispielsweise dem Regnen, ein Subjekt konstruieren und formulieren: „es regnet“. Ähnlich machen wir mit Substantiven wie „Verhaltensstörung“ aus Prozessen so etwas wie ein „Ding“, und wir treten diesem selbst geschaffenen „Ding“ dann auch (fast) so gegenüber, als ob es sich um einen feststehenden „Gegenstand“ handeln würde.

Daher ist es eine Aufgabe im Rahmen von Psychotherapie, über die „Verflüssigung“ der sprachlichen Sinnprozesse die Starrheit der Zuschreibungen aufzulösen. Schon die Formulierung „Hans verhält sich gestört“ lässt Fragen aufkommen wie: „Wann?“, und: „In welchem Zusammenhang?“ Und deren nähere Erörterung führt zu einem komplexen Gefüge aus unterschiedlichen Situationen, in denen manches von Hans „Störung“ verständlich wird (z.B. als „natürliche Reaktion“ auf das aktuelle Verhalten seiner Schwester), oder in anderem Licht erscheint (z.B. als „Signal für mehr Aufmerksamkeit“ oder als „Ablenken vom sich anbahnenden Streit zwischen den Eltern“ etc.). „Intuitiv“, mögen dann die Eltern vielleicht sagen, „haben wir immer schon gewusst, dass manches, was Hans tut, etwas anderes bedeutet.“ Aber die attrahierende Macht des Begriffs und Konzepts „Verhaltensstörung“ hatte den intuitiven Blick für die komplexe Vielfalt der Situationen und ihrer Bedeutungen auf diese eine, „in Hans liegende“, „Ursache“ fixiert.

Dieses Beispiel sollte als weitere Illustration dafür dienen, dass Sprache mit ihren üblichen Kategorisierungen, Begriffen und Narrationen zwar Sinn und Bedeutung stiftet, gleichzeitig aber einen angemessenen differenzierten Umgang mit komplexen Phänomenen eher behindert. Neben den eben dargestellten Kräften der Verdinglichung ist oft auch eine inadäquate Sinnfindung darin zu beobachten, dass die Vielfalt und Komplexität von Situationen auf reduzierende Alternativen heruntergebrochen werden. So erlebt man in Familientherapien sehr häufig, wie z. B. die attrahierende Kraft um bestimmte dichotome Sinnkerne - beispielsweise „gut - böse“, „richtig - falsch“, „Wahrheit - Lüge“, „schuldig - unschuldig“, „Täter - Opfer“, „Ursache - Wirkung“,

Sprache mit ihren üblichen Kategorisierungen, Begriffen und Narrationen stiftet zwar Sinn und Bedeutung, behindert aber gleichzeitig einen angemessenen differenzierten Umgang mit komplexen Phänomenen.

So erlebt man in Familientherapien sehr häufig, wie die attrahierende Kraft um bestimmte dichotome Sinnkerne pathologische Verengungen im Verstehens-Prozess des eigenen und fremden Handelns bewirken und damit verhindern, dass neue Sichtweisen entstehen, die zu Veränderungen und zur Adaptation an neue Umgebungs- und Lebensbedingungen beitragen könnten.

„gesund - krank“, „erfolgreich - erfolglos“ etc. - pathologische Verengungen im Verstehens-Prozess des eigenen und fremden Handelns bewirken und damit verhindern, dass neue Sichtweisen entstehen, die zu Veränderungen und zur Adaptation an neue Umgebungs- und Lebensbedingungen beitragen könnten. Die Bedeutung eigener und fremder Lebensäußerungen, die Beziehung zu anderen und zu sich selbst, vollzieht sich dann im Lichte dieser wenigen, viel zu reduzierten, einengenden Sinn- und Begriffskategorien mit attrahierenden Wirkungen - und damit wird die kreative Spontanfluktuation in den Lebens- und Kommunikationsprozessen immer wieder nivelliert und weiterhin eingeengt. Der Mechanismus solcher kognitiven, sprachlichen und kategoriellen Reduktionen lässt sich bis ins psychologische Experimentallabor hinein genau untersuchen mit dem Konzept der „Komplettierungsdynamik“ (in Korrespondenz zur naturwissenschaftlichen Systemtheorie) beschreiben (vgl. Kriz 2004): Aus einer komplexen Situation werden wenige Aspekte herausgelöst, die ein ganzheitlich wirkendes kognitives Schema aufrufen, das seinerseits ggf. Details konstruktiv ergänzt. Was „wahrgenommen“ und „verarbeitet“ wird und worauf man dann letztlich „reagiert“, entspricht bei starken Komplettierungsdynamiken weniger der objektiven gegebenen Reizstruktur, sondern mehr den Konstruktionen, die das Schema komplettieren. Der äußere Reiz dient dabei quasi nur noch als Trigger zum Ablaufen innerer „Filme“ (auf die dann aber als etwas scheinbar „Äußeres“ reagiert wird). Eine solche „Informationsverarbeitung“ kann sich gegenüber der Realität erheblich immunisieren - was im Rahmen der Psychoanalyse beispielsweise durch Anna Freud mit dem Konzept der „Abwehrmechanismen“ bereits vor vielen Jahrzehnten thematisiert wurde.

Auch wenn in diesem Rahmen die Entwicklung von den Sinnattraktoren hin zu interaktiven, kommunikativen Mustern nicht nachgezeichnet werden kann, ist wohl zumindest plausibel, dass eine solch eingeengte und reduzierte Sicht und Verstehensweise der eigenen und umgebenden Lebensprozesse leicht auch zu einer Reduktion in der Vielfalt und Kreativität des Ausdrucks und damit der Interaktionen führt (bzw. mit einer solchen Reduktion einhergeht): „Wozu soll ich noch etwas ändern - mein Partner würde das ohnehin nicht bemerken, sondern weiterhin auf seiner Sichtweise beharren!“, ist ein häufig zu hörender Satz in Paartherapien, der diesen malignen Zusammenhang zwischen reduzierten Verstehensprozessen und verarmter Ausdrucks- und

Interaktionsdynamik illustriert. Allerdings handelt es sich hierbei wohl nur um eine besonders stark entwickelte Dynamik von reduzierenden und einengenden Prozessen, denen wir in mehr oder minder großem Ausmaß alle in unserer Alltagswelt ausgesetzt sind - und die wir gleichzeitig auch in unsere und anderer Alltagswelt mit hineinragen: Denn für viele systemische Dynamiken ist typisch, dass wir als Opfer und Täter zugleich mitwirken und wir dabei dann unter jenen Strukturen (als Opfer) leiden, die es ohne unser aller Zutun (als Täter) gar nicht gäbe.

Die einengende, attrahierende Kraft vieler Begriffe und Konzepte wird vom Menschen im Rahmen seiner Sozialisation erworben. Dies hat der Mathematiker und Vordenker systemisch-konstruktivistischer Sichtweise, Heinz v. Foerster (1988), mit seinem Konzept der „Trivialisierung“ „nicht-trivialer“ Systeme eindrucksvoll wie folgt beschrieben: Der kleine Fritz kommt in die Schule und antwortet auf die Frage: „Was ist 3×3 ?“ mit: „Grün!“. Dies ist eine hochgradig kreative Antwort - nur leider fehlt es den meisten Lehrern nicht nur an Zeit, sondern auch an eigener Unkonventionalität und kognitiver Neugier, die kreativen Denkvorgänge zu ergründen, die zum „Grün!“ führten. Stattdessen wird das Systemverhalten „trivialisert“, d.h. es wird dafür gesorgt, dass die Freiheitsgrade der Kommunikation reduziert werden und auf die Frage „Was ist 3×3 ?“ verlässlich ein „9!“ geäußert wird.

Passiert es dem Fritz in höheren Klassen, dass er „Grün!“ sagt, hat er in Mathematik „versagt“ (und dies gilt leider auch für mathematisch-kreative Lösungen - bzw. Analoges für andere Fächer und Lebensbereiche - die über den geistigen Horizont des jeweiligen „Lehrers“ hinausreichen). Was zu der Äußerung „Grün!“ führte, interessiert dann höchstens eine Psychotherapeutin - und vielleicht noch den einen oder die andere KognitionsforscherIn (aber dies darf in der gegenwärtigen Ausrichtung der Kognitionspsychologie schon bezweifelt werden). In ähnlicher Weise haben übrigens Berger und Luckmann in ihrem berühmten Werk der 60er-Jahre über „die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ überzeugend dargelegt, dass die Gesellschaft und ihre Kultur vor allem der Reduzierung von Möglichkeiten und zur Verhinderung von Denk- und Handlungsalternativen dienen (vgl. Berger und Luckmann 1970).

Für viele 'systemische Dynamiken ist typisch, dass wir als Opfer und Täter zugleich mitwirken und wir dabei dann unter jenen Strukturen leiden, die es ohne unser aller Zutun gar nicht gäbe.

4. Schöpferisches Chaos zur Restrukturierung erstarrter Strukturen

Wenn man dieser Analyse der zwar sinnstiftenden, aber gleichzeitig attrahierenden Kraft von Begriffen und Konzepten zustimmt und zusätzlich noch die Einladung zur Verdinglichung durch die grammatikalische Struktur der Sprache berücksichtigt, so wird die besondere Bedeutung von Vorgehensweisen einsichtig, die Erstarrtes wieder verflüssigen.

Neben spezifisch systemischen Techniken, wie zirkuläres Fragen, paradoxe Interventionen, reflektierende Teamarbeit etc., sind hier besonders auch imaginative, sinnlich-visuelle und kreativ-mediale bzw. „künstlerische“ Vorgehensweisen hilfreich. Dazu zählen Skulpturen und Aufstellungen, psychodramatische und stegreiftheater-orientierte Darstellungen, Genogramme, malerischer Ausdruck von Lebens- oder Arbeitspanoramen oder von Beziehungen sowie alle Arten der Förderung von imaginativen Visualisierungen (wozu letztlich auch die sog. „Wunderfrage“ gerechnet werden kann). Solche Vorgehensweisen können leichter als verbal orientierte die attrahierenden Kräfte der Sprache - und damit die Fixierungen an die allzu engen Sinndeutungen der Lebenswelt - überwinden. Selbstverständlich versuchen dies auch andere Therapierichtungen, indem sie konsequent die Bedeutung des jeweils Gesagten hinterfragen. Allerdings ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, dass die dabei „zur Sprache kommenden“ Wörter, Begriffe und Konzepte wieder unangemessen als Alternativen, Wahrheiten und Dinge missverstanden werden und somit erneut Möglichkeiten verstellen, statt Freiräume zu öffnen. Gerade diese Gefahr ist bei den vielen Modalitäten des Einsatzes expressiv-künstlerischer Techniken geringer.

4.1. Ein „Spiel-Raum“ für mehr Spielraum der Sinnstrukturen

Einladungen zu einem „Spiel-Raum“ werden beim Einsatz von künstlerischen Medien leichter angenommen als wenn die Alltagswelt in der Alltagssprache und mit Alltagsmedien im Therapieraum abgebildet wird. Zwar ist gerade am Anfang einer Therapie der Ausdruck der (Er-)Lebensvorgänge mit künstlerischen Medien ebenfalls von Vorurteilen, Stereotypen und Klischees beeinflusst - etwa darüber, wie „richtiges“ Malen, Tanzen oder Musizieren sein sollte. Patientinnen sind oft gehemmt, weil sie Angst haben, diesen Klischees nicht zu entsprechen und sich nicht so ausdrücken zu können „wie X...“, ein berühmtes

Künstlervorbild. Dies gilt sogar schon für Skulpturarbeit oder einfaches Aufstellen zur Darstellung von Beziehungen. Dies zeigt, wie stark in unserer Kultur die Bewertungsdimension „richtig - falsch“ und die Entwertung durch Lächerlichkeit eine unheilsame Rolle für kreative Prozesse spielt. Aber diese Zwangsordnungen in den Vorstellungen, wie der Ausdruck sein sollte, sind hier erfahrungsgemäß nicht so fest verankert und mit den gesamten unbewussten Strukturen der Lebenswelt verbunden wie verbaler Ausdruck. Diese attrahierenden Kräfte narrativer Begriffskerne und die verdinglichenden Tendenzen der Sprache können bei solchen Techniken weniger wirksam werden. Die für Veränderung hinderlichen gesellschaftlichen Konzepte und Bedeutungen („es kann doch nur eines wahr sein!“, „wer hat denn nun Schuld?“, „und was ist nun die wirkliche Ursache von ...?“) werden so unterlaufen.

Damit wird übrigens auch der große Unterschied deutlich, zwischen der Funktion von therapeutischer Sprache, die Spiel-Räume eröffnet, und der Verwendung von Sprache in der üblichen Alltagskommunikation. Im Gegensatz zu den möglichst eindeutigen („monovalenten“) Aussagen der Alltagswelt - denen zumindest eine solche Eindeutigkeit unterstellt wird und bei deren ständigen Defiziten und Scheitern mehr von „Missverständnissen“ als von „Deutungsschwierigkeiten“ gesprochen wird - ist Sprache, die Verflüssigung bewirken soll, gerade durch möglichst hohe Vieldeutigkeit („Polyvalenz“) gekennzeichnet. Hier ist dann selbst (fast) jedem Laien klar, dass es nicht um „Missverständnisse“ gehen kann, sondern nur um eine Interpretation. Und eine Interpretation ist mehr als eine persönliche Antwort zu verstehen und weniger als eine Erklärung im Rahmen irgendeiner Theorie - auch nicht als Erklärung im Rahmen einer Alltagstheorie. Daher wird im „Spiel-Raum“ schnell deutlich, dass bei solchen persönlichen Antworten gerade keine Stereotype und Klischees gefragt sind. Und gerade beim Einsatz künstlerischer Medien stünden solche auch nur sehr begrenzt zur Verfügung, weil das Feld der Kunst eben doch ein recht abgegrenzter Bereich der normalen Alltagswelt ist. Wie oft erleben wir hingegen in „normalen“ Therapien, wie Patientinnen immer wieder mit Erklärungen kommen, statt Erfahrungen und Gefühle zuzulassen und zu spüren.

Der Einsatz künstlerischer Medien kann daher einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, dass einengende, überkommene und

Dies zeigt, wie stark in unserer Kultur die Bewertungsdimension „richtig - falsch“ und die Entwertung durch Lächerlichkeit eine unheilsame Rolle für kreative Prozesse spielt.

Im Gegensatz zu den möglichst eindeutigen Aussagen der Alltagswelt ist Sprache, die Verflüssigung bewirken soll, gerade durch möglichst hohe Vieldeutigkeit gekennzeichnet.

Oft sind die dysfunktional gewordenen Sinnstrukturen ja als Attraktoren zu verstehen, die ehemals durchaus funktional waren, nun aber inadäquat sind.

dysfunktionale Sinnkerne der Lebenswelt aus dem Hintergrund der unhinterfragten Selbstverständlichkeiten zu einer Wahrnehmungsfigur herausgehoben und aus einer neuen und ungewohnten Perspektive reflektierbar gemacht werden. Die oben ausführlich dargestellten attrahierenden Kräfte alltagsweltlicher, eingeschliffener und gewohnter Narrationen können in diesem „Spiel-Raum“ weniger greifen. Vielmehr gewinnen in diesem „Spiel-Raum“ die zu eingeengten Sinnstrukturen sozusagen neuen Spielraum: Sie werden perturbiert und können sich dann an neue Umgebungsbedingungen adaptieren. Denn oft sind die dysfunktional gewordenen Sinnstrukturen ja als Attraktoren zu verstehen, die ehemals durchaus funktional waren, nun aber unter veränderten Umgebungsbedingungen überstabil bleiben, nicht adaptieren und damit inadäquat sind. So kann die Interaktionsstruktur eines Paares mit ihrem fünfjährigen Sohn höchst angemessen und funktional sein - dieselbe Interaktionsstruktur, oder auch nur der ständige Versuch, diese anzustreben, ist aber fünfzehn Jahre später (der Sohn ist inzwischen zwanzig Jahre alt) überaus dysfunktional und kann für alle nur Leid erzeugen. Und auch ein Introjekt kann einmal sehr funktional und vielleicht sogar angemessen (nur nicht assimiliert) gewesen sein - unter veränderten Bedingungen, beispielsweise wenn auch dieses Kind erwachsen wird und sein Leben selbst planerisch in die Hand nehmen muss, kann aber deutlich werden, wie wenig es den eigentlichen (nun teilweise neuen) Lebensprozessen dieses Menschen entspricht.

Wie wir aus der naturwissenschaftlich fundierten Systemtheorie wissen, können in Attraktoren erstarrte und reduzierte dynamische Ordnungen nur dadurch verändert werden, dass diese - zumindest in relevanten Aspekten - zur Instabilität geführt werden. Der Begriff des „Phasenübergangs“ illustriert dies: In den Naturwissenschaften kann ein System in einem dynamisch stabilen Attraktor durch Zufuhr von Energie instabil werden - d. h. erheblich an Freiheitsgraden hinzugewinnen und quasi das „Tor des Chaos“ passieren - um dann einen neuen, ihm inhärenten dynamischen Attraktor aufzusuchen (was dann wieder mit einer Reduktion an Freiheitsgraden verbunden ist). Ohne hier auf eine detaillierte Erörterung eingehen zu können, lassen sich diese systemtheoretischen Konzepte sehr fruchtbar auch für ein tieferes Verständnis kognitiver und interaktiver Dynamiken und ihrer Ordnungen bzw. Attraktoren verwenden, indem man die naturwissenschaftlichen Aspekte von Energie (Energiezufuhr,

Energie-Minima etc.) in den Bereich von Information überträgt (vgl. Kriz 2004). So entspricht ein Phasenübergang mehr als nur metaphorisch dem, was wir auch in der Therapie als wesentlich für Veränderung ausmachen: Eine zu niedrigdimensionale, nicht angemessen an die Umgebungsbedingungen adaptierte Ordnung der kognitiven (und ggf. interaktiven) Dynamiken - eben die Landschaft der Sinnattraktoren - kann nur zu einer neuen (und mit weniger „Symptomen“ einhergehenden) Ordnung gelangen, indem das informationelle „Tor des Chaos“ passiert wird. Dabei wird ein Sinnattraktor, der allzu einengend, reduzierend, dysfunktional oder gar destruktiv wirkt, durch semantisch-informationelle Anreicherung perturbiert. Das heißt, die pathologisch wirkenden allzu engen und verdinglichenden Deutungen der Wirklichkeit werden „verflüssigt“ und instabil, wie oben an dem Beispiel „Hans hat eine Verhaltensstörung“ gezeigt wurde. Die durch Sinnattraktoren und Komplettierungsdynamiken allzu reduzierten Verstehens- und Interaktionsprozesse gewinnen dabei erheblich an Freiheitsgraden, d.h. an Interpretations- und damit letztlich auch an Handlungsmöglichkeiten, hinzu.

4.2. Vom Sinn, den man hat, zur Sinnfindung - mit Hilfe der Sinnlichkeit

Wichtig für die Prozesse der Verflüssigung ist auch, dass eine weit größere Sinnlichkeit erreicht wird - das heißt, eine Rückbindung der Lebenswelt an die unmittelbare sinnliche Erfahrung, die oft verloren gegangen ist. Wenn in Shakespeares „Hamlet“ der Lord Polonius fragt: „What do you read, my lord?“ und Hamlet antwortet: „Words, words, words“, so drückt dies genau die Sinn-Leere aus, die Worte in einer Welt der Verzweiflung haben können - Worte, die nicht mehr berühren.

Von den oben beschriebenen „Morgenden“, bei denen nichts mehr an Einmaligkeit wahrgenommen werden kann, weil alles zur Abstraktion erstarrt ist, kann man nur über die sinnliche Erfahrung wieder zu den Lebensprozessen zurückfinden. Indem man sich auf den Duft des Kaffees, die Gräusche, das Gesehene wirklich einlässt, wird das „Hier und Jetzt“ des Erlebens statt der Kategorien wieder ins Zentrum gerückt. Bei Paartherapien würde man beispielsweise darauf achten, dass der Partner auf das jeweils Gesagte reagiert und nicht - wie typisch und allzu oft - auf die kategoriellen Reduktionen und Abstraktionen dessen, was man zu wissen glaubt, was der andere sagen und meinen würde. Selbst das schweigsame Betrachten der Partnerin

Ein Phasenübergang entspricht mehr als nur metaphorisch dem, was wir auch in der Therapie als wesentlich für Veränderung ausmachen: Eine zu niedrigdimensionale, nicht angemessen an die Umgebungsbedingungen adaptierte Ordnung kann nur zu einer neuen Ordnung gelangen, indem das informationelle „Tor des Chaos“ passiert wird.

für wenige Minuten, von Angesicht zu Angesicht, ist oft eine bewegende Erfahrung, bei der deutlich wird, dass man die Partnerin, mit der man ständig zusammenlebt, lange nicht mehr wirklich, mit den Sinnen, wahrgenommen hat, sondern nur noch in den alten, verkrusteten Kategorien.

Dies sind Beispiele dafür, wie gefährlich es sein kann, wenn man im Leben Sinn gefunden „hat“ - also die einmal erreichten Ordnungen ständig aufrechterhält, statt die Sinnstrukturen als flexibel, veränderbar und adaptionsfähig zu verstehen. Statt der Metapher vom gefundenen Sinn ist daher der Prozess ständiger Sinnsuche und Sinnfindung hilfreicher. Dies ist allerdings nur möglich, wenn man sich auf seine unmittelbare Erfahrung verlässt und sich dazu zunächst einmal auf diese Erfahrung einlässt - d.h. unmittelbare sinnliche Erfahrung in die Lebenswelt einlässt (wenn auch anfangs eher vorsichtig und nur ansatzweise). Der oben geschilderte Prozess, von der Komplexität der Erfahrungen mit Hilfe der Reduktion und Abstraktion zu Begriffen zu kommen, wird hier teilweise umgekehrt: Die entleerten Sinnstrukturen der Lebenswelt werden wieder sinnlich näher gebracht und damit differenziert. Auch hier können künstlerische Medien unterstützen: Ein gemalter, besungener oder in Gedichtform ausgedrückter „Morgen“ erfordert es, von dem kategoriell-abstrakten „Morgen“ in der Narration „jeden Morgen gehe ich zur Arbeit“ zu einer mit mehr Einmaligkeit angereicherten Erfahrung des „Morgens“ zu kommen. Und dazu ist es notwendig, sich auf diese Erfahrungen erst einmal einzulassen und damit mehr Nähe zu den unmittelbareren (und weniger durch Kategorien vermittelten) Lebensprozessen zu gelangen.

Das Durchschreiten des „Tors des Chaos“ scheint nach meinen Erfahrungen und vielen Beschreibungen anderer seine Entsprechung auch für kognitiv-interaktionelle Dynamiken und ihre Attraktoren zu haben: Es ist das partielle „Stirb und werde!“, das in vielen Kulturen bei bedeutsamen Übergängen geschildert wird und auch für viele Psychotherapien typisch ist. Dabei ist dies „Stirb und werde!“ keineswegs eine angenehme Erfahrung: So leidvoll nämlich die alten Strukturen und Dynamiken auch waren, so sehr auch die Sinnstrukturen der Lebenswelt mit unangenehmen Symptomen verbunden waren und diese immer wieder neu hervorriefen, so sehr hatte man sich doch an diese gewöhnt. Zudem sind die einmal etablierten Attraktoren ja oft auch als lokale Optima in einem (lokalen) Umfeld von noch mehr

Leid, Enttäuschung, Schmerz, Unsicherheit zu verstehen. Das Verlassen dieser Vertrautheit, das Sich-Aussetzen der Unsicherheit im Vertrauen (aber noch ohne die konkret-sichere Erfahrung) auf eine bessere Ordnung, deren Strukturen den Lebensbedürfnissen relativ zu den Gesamtbedingungen besser gerecht werden können, ist daher stets ein sehr mutiger Schritt. Und ein/e Therapeutin tut gut daran, darauf zu achten, dass mit der Instabilität von Sinnstrukturen in *manchen* Bereichen der Lebenswelt andere Bereiche zur Stützung ihre Stabilität bewahren: Wer gerade seine Arbeit verloren hat, vom Partner vor die Tür gesetzt wurde, noch keine klare neue Bleibe hat und auch von den Freunden im Stich gelassen wurde, für den ist eine Labilisierung weiterer Sinnstrukturen eher kontraindiziert.

4.3. Von erstarrten Leid-bildern zu dynamischen Leit-bildern

An anderer Stelle (Kriz 1999b) habe ich bereits herausgearbeitet, wie bei der Bildung neuer Attraktoren die menschliche Fähigkeit zur Imagination ebenso notwendig wie auch bedeutsam ist. Imagination hat einen starken teleologischen Charakter, denn im Kern werden Bilder und Vorstellungen kreiert, die dann erst in Handlungen umgesetzt oder durch Handlungen realisiert werden. Imagination ist gegenüber Sprache zudem eher rechts-hemisphärisch und ganzheitlich. Es tauchen dabei komplexe Vorstellungen aus dem Unbewussten auf (und/oder aus einer eher unbewussten, sensiblen Wahrnehmung der Umgebung, z. B. anderer Personen), welche, indem sie die weiteren Prozesse leiten, sich gleichzeitig erst allmählich realisieren, und daher vom logisch-analytischen, sequenziellen Verstand der linken Hemisphäre noch nicht erfassbar sind. Auch dieser Vorgang kann im Rahmen der Systemtheorie als Emergenz bzw. Phasenübergang mit der fast „aus dem Nebel auftauchenden“ Ordnung auf Grund attrahierender Kräfte sehr erfahrungsnah modelliert und beschrieben werden. Denn über das Konzept des Attraktors haben teleologische Vorstellungen nach Jahrhunderten der Verbannung wieder Zutritt zum wissenschaftlichen Diskurs erhalten.

Bei der Frage, wie Therapeutinnen die imaginative Entwicklung von Zukunftsbildern fördern können, liegt wieder der Verweis auf die expressiven Medien auf der Hand: Hier ist ja der „Play-Space“, in dem spielerisch, künstlerisch und kreativ der Imagination Raum gegeben wird, essenzieller Bestandteil. Durch diese Arbeit können auch in Teilbereichen der Lebenswelt imaginative

Das Verlassen der Vertrautheit das Sich-Aussetzen der Unsicherheit im Vertrauen auf eine bessere Ordnung, ist stets ein sehr mutiger Schritt.

Über das Konzept des Attraktors haben teleologische Vorstellungen nach Jahrhunderten der Verbannung wieder Zutritt zum wissenschaftlichen Diskurs erhalten.

Die entleerten Sinnstrukturen der Lebenswelt werden wieder sinnlich näher gebracht und damit differenziert.

„Zukunftsbilder“ entstehen. Wenn dies gut gelingt - und dies setzt einen würdevollen Umgang mit den Motiven hinter den bisherigen Bildern (Leit(d)-Ideen) voraus - können solche Bilder eine fast magische Anziehungskraft entfalten. Dabei darf „Zukunftsbilder“ nicht zu sehr nur in der Alltagsbedeutung verstanden werden - etwa, „sich ein Bild der Zukunft auszumalen“. Vielmehr geht es auch und besonders um die intuitive Bezugnahme zu noch unklaren, aber schon vorhandenen und ansatzweise gespürten Aspekten des eigenen Erlebens, die sich in der Arbeit und weiteren Entwicklung zunehmend deutlicher manifestieren und auch weitgehend symbolisieren.

Dass menschliches Handeln in wesentlichen Anteilen zielgerichtet ist, ist eigentlich so selbstverständlich, dass es geradezu absurd erscheint dass teleologische Erklärungen lange Zeit auch in der Psychologie verpönt waren und man versuchte, alles einseitig aus den „Kräften der Vergangenheit“ heraus zu erklären.

Die Bedeutsamkeit teleologischer Aspekte als dynamische Leitideen ist uns eigentlich im Zusammenhang mit Fantasie oder Imagination vertraut. Wenn man eine Studentin, die gerade die Treppe zu einem Hörsaal hinaufgeht, fragt, warum sie dies tut, so wird sie selten Gründe aus der Vergangenheit bemühen - etwa weil sie Abitur gemacht habe, oder weil sie unten losgegangen sei und so viel Schwung hatte. Sondern man wird eher teleologische Erklärungen finden - etwa: um eine Vorlesung zu hören und dies (auf Nachfragen: „warum?“), weil sie Prüfung machen will oder muss, und dies wiederum, weil sie den Beruf „X“ ergreifen will. Dass menschliches Handeln in wesentlichen Anteilen zielgerichtet ist, ist eigentlich so selbstverständlich, dass es geradezu absurd erscheint, dass teleologische Erklärungen lange Zeit auch in der Psychologie verpönt waren und man versuchte, alles einseitig aus den „Kräften der Vergangenheit“ heraus zu erklären.

Im Bereich menschlicher Wahrnehmungs-, Verarbeitungs- und Handlungsprozesse entfalten nun Imaginationen von zukünftigen Zuständen bedeutsame Kräfte zur Ordnung weiterer Lebensvorgänge. Die eben zitierte Studentin, die zum Hörsaal strebt, hat meist weder präzises und exaktes Wissen über die Vorlesung, die sie gleich erwartet, noch gar über ihren späteren Beruf. Aber indem sie sich von ihrer eher vagen Vorstellung leiten lässt und sich auf dieses imaginierte Ziel zubewegt und dabei zwangsläufig Entscheidungen fällt, wird die Vorstellung zunehmend klarer und auch realer.

Damit wird auch ein bedeutsamer Unterschied zwischen imaginativ-teleologischen und planerisch-determinierten Prozessen deutlich: Bei den Letzteren wird zwar auch ein Bild der Zukunft

entworfen. Aber die Informationsbasis und die „Gesetzmäßigkeiten“, auf denen ein Plan beruht, stammen aus der bisherigen Vergangenheit, und das Einhalten der planerischen Schritte kann kontrolliert werden. Ja, in dieser Kontrollmöglichkeit wird sogar die Stärke guter Pläne und deren Realisation gesehen. Kontrolle ist nun natürlich nichts „Schlechtes“: Für manche klar vorgegebene Ziele (aus welchen Gründen auch immer) ist dies sehr effizient. Allerdings hat eine solche Dynamik dann auch nichts Überraschendes mehr- bzw. Überraschungen treten nur als Abweichungen vom Plan auf und sind daher fast immer „böse Überraschungen“. Dies sind die Leid-Bilder erstarrter Strukturen.

Teleologische Leitbilder sind hingegen meist dynamisch und besitzen die notwendige Adaptivität: Die Studentin, die einem imaginierten Berufswunsch nachgeht, kann sich viel leichter an neue Gegebenheiten (z. B. der Berufswelt) oder Erkenntnisse (über eigene Stärken und Schwächen) anpassen - beispielsweise Physiklehrerin statt Mathematiklehrerin zu werden, oder lieber in die Grundschule gehen oder vielleicht gar kein Lehramt ergreifen. Statt Kontrolle der einzelnen Schritte ist hier Vertrauen in die werdende „Gestalt“ wichtig. Wenn hingegen das Studium bis aufs Letzte im Hinblick auf einen bestimmten Beruf und sogar dessen genaue Ausübung „durchgeplant“ ist (wenn etwa sogar auf jeden Fall eine Stelle am Gymnasium in X-Stadt angestrebt wird), ist eben Kontrolle notwendig, weil sonst ein Scheitern droht.

Dieser Unterschied zwischen beiden Prinzipien entspricht dem Unterschied zwischen „Play“ und „Game“: Ein „Game“ erfolgt nach Regeln, deren Einhaltung kontrolliert wird. Und oft ist es mit dem „Gewinner-Verlierer“-Leid-Bild verbunden. Bei „Play“ hingegen kann sich, oft innerhalb eines ebenfalls klar strukturierten Rahmens, kreativ Neues entfalten. Das Spiel selbst - der Spaß und die Erfüllung dabei - bilden das Ziel, nicht der Gewinn.

Allen diesen Aspekten und Vorgehensweisen, welche die Verflüssigung erstarrter Strukturen ins Zentrum stellen, ist gemeinsam, dass sie die reduzierten Interpretationsräume von „Welt“- und damit auch die Handlungsräume für das intendierte Leben in dieser „Welt“ - wieder mit mehr Komplexität versehen. Im Sinne der ersten Abschnitte findet somit eine „Chaotisierung“

Teleologische Leitbilder sind meist dynamisch und besitzen die notwendige Adaptivität. Statt Kontrolle der einzelnen Schritte ist hier Vertrauen in die werdende „Gestalt“ wichtig.

statt, bei der allzu Verkrustetes instabil wird und damit Suchprozesse nach neuer Stabilität eingeleitet werden. Das kleine „Stirb und werde!“ - eine immer wieder zu erfolgende Adaptation an neue Bedingungen und Lebensphasen - kann dann stattfinden. Dies mag bisweilen schmerzlich sein. Denn das Durchleben von Instabilitäten, die das schöpferische Chaos in der Psychotherapie mit sich bringt, ist nicht so spielerisch einfach „zu haben“, wie das Wort „play“ suggeriert. Dies zeigen Märchen mit ihren Entwicklungsgeschichten ebenso wie die zahllosen Initiationsriten. Aber die Angst vor der Veränderung führt oft zu Erstarrungen, die letztlich noch schmerzvoller sind.

Literatur

- Berger PL, Luckmann T (1970) Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Fischer, Frankfurt
- Cramer F (1988) Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen. DVA, Stuttgart
- Foerster H v (1988) Abbau und Aufbau. In: Simon FB (Hrsg): Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der Systemischen Therapie (S.19-33). Springer, Berlin/Heidelberg
- Frankl V E (1973) Der Mensch auf der Suche nach Sinn. Herder, Freiburg
- Frankl V E (1977) Das Leiden am sinnlosen Leben. Herder, Freiburg
- Freud S (1904) Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Neuaufl. 1954) Fischer, Frankfurt
- Heisenberg W (1955) Das Naturbild der heutigen Physik. Rowohlt, Reinbek
- Jaynes J (1988) Der Ursprung des Bewusstseins. Rowohlt, Reinbek (Orig. 1976: The Origin of Consciousness in the Breakdown of the Bicameral Mind. Houghton Mifflin, Boston)
- Kriz J (1997) Chaos, Angst und Ordnung. Wie wir unsere Lebenswelt gestalten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Kriz J (1999a) Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner. Eine Einführung. Facultas/UTB, Wien (3. Aufl.)
- Kriz J (1999b) On Attractors - The Teleological Principle in Systems Theory, the Arts and Therapy. In: POIESIS. A Journal of the Arts and Communication 1:24-29
- Kriz J (2001) Intuition in therapeutischen Prozessen. In: Systema 15(3):217-229
- Kriz J (2003a) Versagen: Desaster oder Aufbruch? In: Boothe B, Marx W (Hrsg) Panne - Irrtum - Missgeschick. Die Psychopathologie des Alltagslebens in interdisziplinärer Perspektive. Huber, Bern, S. 163-176
- Kriz J (2003b) Die Wiederverzauberung der Welt. Chaos und Struktur als Basis eines neuen Weltbildes. In: Kleining B, Schumacher A (Hrsg) Chaos und Struktur in der psychosozialen Onkologie (=dapo-Jahrbuch 2002). Pabst Science Publisher, Lengerich/Berlin, S. 14-42
- Kriz J (2004) Personzentrierte Systemtheorie. Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe A v, Kriz W C (Hrsg) Personzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 13-67
- Rohde-Dachser C (1986) Das Borderline-Syndrom. Huber, Bern
- Uexküll J v (1928) Theoretische Biologie. Springer, Berlin; Neuauflage 1973: Suhrkamp tw, Frankfurt/M.
- Watzlawick P, Beavin J H, Jackson D D (1969) Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Huber, Bern
- Weizsäcker Vv (1940) Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen. Suhrkamp, Frankfurt/M. Neuauflage 1973: Suhrkamp, Frankfurt/M.

Prof. Dr. Jürgen Kriz
 Universität Osnabrück, FB 8, Humanwissenschaften
 Fach: Psychotherapie und Klinische Psychologie
 D-49069 Osnabrück